

Schipper auf dem Marsche.

Der „Armierungssoldat“ Otto Riebold, der in treuer Anhänglichkeit an den buchhändlerischen Beruf dem „Buchhändler-Vorwärts“ so prächtig anschauliche Berichte über seine Erlebnisse als „Schipper“ zugehen läßt, schildert im jüngsten dieser Berichte, wie sein Bataillon unseren siegreichen Truppen in Litauen nachmarschierte. Den ersten Ruhetag, schon weit ab von der deutschen Grenze, bietet den braven Schippen die litauische Stadt A., wo deutsche Keiligkeit noch gegen russischen Schmutz kämpft. Der größte Teil der Einwohner ist „jiddisch“, spricht „daitisch“, handelt in jeder Hütte mit deutschen Waren, übersteht gern aus „Bersehen“ die von der Kommandatur vorgezeichneten Einheitspreise, ist aber im übrigen verträglich und sehr gut auf die Deutschen zu sprechen. Abend ist es, das Geräusch von dem fernen Warschau hat sich mehr und mehr verdichtet; es war „Stadtgespräch“ geworden. Überall standen die typischen Judenrollen und lamentierten. Manche gingen noch weiter und beteten für den deutschen Sieg. Blötzlich kam ein Flieger herangeschwebt. Aus dem Abendhimmel wandte er sich in der Spirale abwärts. Dann flatterte ein Blatt zur Erde — die lapidare Nachricht: „Warschau in unserem Besitz! Gruch! Hindenburg!“ So dankt unser Feldmarschall an seine Truppen in der Stille! Mit unendlichem Jubel wurde das Zustielegramm von den Soldaten aufgegriffen, im Ru hing es an einem Bindfaden quer über der Hauptstraße am Marktplatz; wie ein Lauffeuer drang es in die entlegensten Hütten, und alles kam, diese Himmelsbotschaft mit eigenen Augen zu sehen. Die Kapelle unseres Armierungsbataillons hatte sich schnell zusammengefunden, und in tausend deutschen Soldatenstimmen quoll es gegen den Himmel, dieses „Nun danket alle Gott!“ Als dann die Soldaten wieder ihren Quartieren zuzogen, geschah es, daß ihnen jüdische Mädchengruppen ein „Daitischland, Daitischland über alles!“ nachsangen und patriarchalische Kreise und in Dankbarkeit die Hand drückten. Freudig berichtete uns das Maschewer, daß der Anmarsch der deutschen Heeresmacht mit solcher Schnelligkeit erfolgte, daß die russische Regierung die Judenverfolgung hier nicht mehr durchsetzen konnte. So ist die Stadt bevölkert und belebt wie vordem, alles geht seinen Geschäften nach, verdient allerdings durch die deutschen Soldaten jetzt mehr. Es gibt sogar eine „Konditorei“ am Orte und zwei „Buchhandlungen“. Tee kann man selbstverständlich auch hier in jedem zweiten Hause trinken, er wird meist, nicht unjauber, von einem vollblütigen Judenmädchel serviert, das dann gar zu gern an einer deutschen Unterhaltung teilnimmt.

Weiter geht der Marsch. „Heiße Sonne lag auf unserem Marschwege. Eine oft adsenhöbe Schicht staubigen Sandes bedeckte die selbgraue Frontstraße, die über jene kleine Dubissa führt, deren Name so ungeheuerliche Geschichte geworden ist. Wir griffen hart in die Speichen unserer wankenden Wagen und schleppten die Rudsfäden leuchtend unter der stehenden Sonne hügelan und hügelab. Wir zogen durch weite Blumenwiesen, in denen einsame Holzstreu frühe Wespengestechen nannten. Wir sahen Felder in goldener Fülle, über die niemand zur Ernte ging. Dann hoben sich die waldigen Erdwällen längs der Dubissa bläulich aus dem Frühlicht. Verlassene Gehöfte lagen mit den Dächern, wie durch Orkane niedergedrückt auf dem brandigen Boden, scheues Vieh graße auf herrenloser Weide. An den Kreuzwegen aber standen jene riesenhafte Krugflüge, an denen die Litauer einstmals um Brot, Gesundheit und Frieden beteten, wie Himmelsweiser — und trugen oft die kleinen Schildchen „Zur Front!“ Die Straßenränder zeigten schnell aufgeworfene Drahtwehren, wie Kreidritzige leuchteten veranderte Schützengarnituren an der Horizontlinie, Granatlöcher hatten den Weg zerrissen, sie waren ausgefahren und glichen nun Ruiden im Spielfelde. Unsere Wagen humpelten hindurch, die kräftigen Russenpferden arbeiteten schwer. In plötzlicher Kurve führte der Weg fast senkrecht zu Tal. Wir legten Hemmschuhe vor die Räder, zogen an Stricken rückwärts und glitten bis tief zum Flußbett der Dubissa. Mit Ruch und Gott durchqueren wir das flache Wasser und liegen jenseits wieder in die steile Höhe. Alle Hügelkämme waren Schützengarnituren, in Unabsehbarkeit zog sich die eiserne Dornenkette der blinden Drahtverhaue darunter entlang. Im Walde wohnliche Unterstände, artilleristische Bauten, Kasernaräder. Die russische Hauptstellung glich einer ungeheuren Festung, in ein Gelände voller Vorteile eingebettet, konnte sie sich endlich doch nicht mehr dem teutonischen Sturm behaupten. Es muß schauerlich an der Dubissa gewesen sein, als die Schlacht zum deutschen Angriff reifte, alle Hügelketten Feuer spien, die Deutschen sich jenseits aus den Schützengarnituren lösten, steilabwärts zu Tal liefen, das Wasser durchwaten, die Verhaue niederrangen, die nachgeschossenen Hänge erklimmen und gegen die erste russische Kammlinie anstürmen; zurück und immer wieder vor, hinunter und immer wieder hinauf,

wogend im Kampf — und dann endlich das erlösende Hurra, das Freiheit und der Sieg, der Ruf in die Welt: die Dubissa ist übergriffen!

In langen Tagemärschen durchquerten wir nun das Gebiet des russischen Rückzuges. Zimmer wieder hatte der Feind versucht, sich festzusetzen. Aufeinanderfolgend in oft nur 1000-Meter-Abständen sahen wir Einzelwehren der Infanterielinien, weiterhin, meist am Waldesaum — eilig aufgeworfene Schützengarnituren, dann wieder stärkere Befestigungen mit Drahtverhaue, großangelegte Refugienstellungen mit Unterständen, die meist kaum benutzt schienen. Vereinzelt deutsche Schanzungen zeigten an, wo der Rückzug vorübergehend zum Stehen gekommen war. So bald aber unsere Artillerie wieder eingreifen konnte und die russischen Zwischenstellungen mit Granatfeuer überschüttete, ebte die Flut des Feindes weiter. So lasen wir es in der gewaltigen Ruenschrift, die von den Truppen in das weite Gelände um die Dubissa gegraben war.

Wir sahen wenige Menschen außer uns und den Feldgrauen, die russische Bevölkerung war geflohen, die Juden waren im Exil. Wenn wir einen Einwohner trafen, der sich vielleicht lange in den Wäldern verborgen hatte und nun sein Hauswesen aufsuchte, hob er die Hände empor und lächelte „Nuzli kaputi“. Damit meinte er nicht sich selbst, sondern das große russische Reich, denn das Geschick Warschaws war in allen Winkeln des deutschen Besizes mit überausender Schnelligkeit bekannt geworden. Lange Landstriche, in denen der Ernteeleg noch steht, sind entvölkert. Dazu kommt der berüchtigte russische Großgrundbesitz, der oft meilenweit jede Dorfansiedlung ausschloß. Wer wird die Ernte einbringen? Woher werden die Arbeitskräfte kommen. Wir sahen Gefangene in den Feldern arbeiten, aber was bedeutet ihr lässiges Schaffen gegenüber der Linermehrlheit dieser Kornkammer!

In sonnendurchstrahlten Stunden marschierten wir mit durstenden Lippen — kein Wasser im weitesten Umkreise, die Brunnen zerstört, verschmutzt, verschüttet, feuchengefährlich. Wir lauten untreues Obst. Wir bissen die Zähne aufeinander. Wir lernten ertragen. Trockenes Brot nährte uns des Tages und abends schlürften wir mit Müdigkeit breiiges Essen in die gedörrten Rehlen. Dann schloßen wir in Scheunentennen, in denen der Wind durch die Fugen pfeift und uns nur selten Stroh eine Unterlage bot; ein wanderndes Volk. . . .

Kleines Feuilleton.

Gegen die Seuchengefahr im Kriege.

In einem kürzlich in Oesterreich erschienenen Flugblatt ergreifen drei angelebte Vorgesetzte zu dieser wichtigen Frage das Wort: Oberst Prof. Dr. Reichelbaum, der Direktor des Osterreichischen Instituts der Universität Wien, Dr. Holitscher und Dr. A. Wlassal. Sie lenken insbesondere der Frage ihre Aufmerksamkeit zu, ob der Alkoholgenuss einen Schutz gegen die Kriegsepidemien bildet, oder ob er vielmehr gerade ein Bundesgenosse von ihnen ist. In eingehender Untersuchung und Begründung kommen sie zu folgenden Ergebnissen: Prof. Reichelbaum schreibt: „Dah der Genuss alkoholischer Getränke die Erkrankung an Cholera begünstigt, ist eine alte Erfahrung. . . . Der Alkoholgenuss steigert übrigens auch die Empfänglichkeit für andere akute Infektionskrankheiten, von denen insbesondere Ruhr, Vaukittphus, Flecktyphus, Mollaren und Lungenentzündung hervorzuheben sind, so wie er auch den Verlauf dieser Krankheiten ungünstig beeinflusst.“ Dr. Holitscher, der über die Zusammenhänge zwischen Alkohol und ansteckenden Krankheiten schon verschiedene Untersuchungen veröffentlicht und Mundsagen bei medizinischen Gelehrten und erfahrenen Ärzten veranstaltet hat, kommt auf Grund davon zu folgenden Schlussfolgerungen: „Der Alkohol und die geistigen Getränke können weder vor Ruhr und Cholera schützen, noch auch diese Krankheiten zur Heilung bringen. Wer das behauptet und darum ihren Genuss empfiehlt, läßt sich eine sehr bedenkliche Handlung zuschulden kommen. Denn durch diesen Irrglauben werden die Menschen davon abgehalten, wirklich wirksame Vorsichts- und Heilmassregeln zu ergreifen, weil sie meinen, durch den Rotwein oder Rum schon genügend geschützt zu sein. Ueberdies kann aber der Alkohol dadurch, daß er Schmerzen und Beschwerden vorübergehend lindert, durch welche Störungen im Körper angezeigt werden, über die wahre Sachlage hinwegtäuschen, den Zustand verunkeln und so rechtzeitiges Eingreifen vereiteln.“ Dr. Wlassal hebt hervor, daß der Alkohol einmal die natürlichen Schutzkräfte des menschlichen Körpers gegen die Seuchen schwächt, besonders bei täglichem Genuss, daß er andererseits die mit dem Krieg untrennbar verbundenen Schwierigkeiten der Seuchenbekämpfung erhöht. Macht doch der Alkoholgenuss, schon wenn er noch nicht zu schwerer Vergiftung führt, den

Menschen unbesonnen und leichtsinnig, läßt er doch zu leicht die mancherlei unumgänglichen vorbeugenden Vorschriften der Gesundheitspflege und Keiligkeit vergessen. Dabei weist Dr. Wlassal noch besonders auf einen weiteren wichtigen Punkt hin: nach den Erfahrungen hervorragender Vorkämpfer gegen die Geschlechtskrankheiten würden viele Tausende diesen Krankheiten entgehen, wenn sie nicht der Verführung des „berückelten“ Alkohols unterlegen wären. Kurz, so bemerkt er zusammenfassend: „Die alltäglichste Lebenserfahrung genügt, um einzusehen, daß der Alkohol wirklich die Seuchenbekämpfung schädigen und erschweren muß.“

Warum wird der Krebs rot?

Ein altes Kinderrätsel lautet: „Was ist schwarz in der Küche, aber rot auf dem Tische?“ Rachedentliche Kinder begnügen sich nicht mit der Antwort, sondern wollen auch gern wissen, warum denn der Krebs, der doch im Leben eine schwarze oder schwarzgrüne Färbung zeigt, beim Kochen aus dieser Farbe in ein so brennend schönes leuchtendes Rot übergeht. Die Wissenschaft hat die Antwort hierauf schon längst gefunden. Der Krebs, dieser gepanzerte Häubler der Flüsse und Seen, hat in seinem Kleide eine ganze Reihe verschiedener Farbstoffe, die in ihrem Zusammenwirken die feinsten Wege bei allen Krebsen gleiche, aber immerhin dunkle Färbung ergeben. Nun unterliegen die schwarzen, blauen und grünen Farbstoffe einer sehr schnellen Zersetzung durch die Hitze beim Kochen, während der rote Farbstoff viel dauerhafter ist. Er bleibt also allein erhalten und gibt dem Krustentiere die leuchtend rote Farbe. Um dieses Resultat zu erreichen, ist nicht immer ein Kochen nötig, auch durch starken Brantwein kann man die dunklen Farbstoffe auswaschen und die Krebse rot färben.

Nun Zersetzen der dunklen Farbstoffe im Krebspanzer braucht man keineswegs eine so starke Hitze, wie sie beim Kochen erzeugt wird, das andauernde Bestrahlen mit kräftigem Sonnenlicht bewirkt schließlich das gleiche. Freilich sind die Krebse recht empfindlich gegen grelles Sonnenlicht und man kann sie nur ganz allmählich daran gewöhnen; tut man das aber, so erreicht man schließlich eine Zersetzung der dunklen Farbstoffe und eine Rotfärbung der lebenden Tiere. Man wird sich daher auch nicht wundern dürfen, daß man unter den frei lebenden Krebsen gelegentlich solche rot gefärbten (Rubinos) findet, was übrigens bereits im Mittelalter bekannt war. Solche Tiere sind gar nicht einmal so überaus selten, denn zuweilen entwickelt sich das dunkle Pigment überhaupt nicht. Auch beim Hummer sind vereinzelt Rubinos beobachtet worden. Ein geigelter Hummer befand sich lange Zeit im alten Berliner Aquarium und ist bei dessen Auflösung nach dem Leipziger Tiergarten übergeführt.

Auch der rote Farbstoff im Krebspanzer kann zerstört werden oder nicht zur Entwicklung kommen und dann entstehen nach Zerfall der dunklen Farbstoffe ganz hell gefärbte Tiere, echte Albinos, die zuweilen beobachtet worden sind.

Notizen.

— Theaterchronik. In der Volksbühne gelangt als zweites Stück in dieser Spielzeit am Freitag und Sonnabend Kogebues Lustspiel „Die deutschen Kleinkräder“ in Reinhardts Inszenierung zur Darstellung. — Im Theater des Westens findet am Sonntag nachmittag 4 Uhr eine Aufführung von Reddales Tanzspiel „Anderjen“ statt. Für Kinder und Schüler ist der Eintrittspreis auf die Hälfte ermäßigt.

— Pögons Ende. Der kleine muntere Pögon, der so waghalsige Sturzflüge zu fliegen und so bescheiden davon zu plaudern verstand, als ob es das Einfachste von der Welt wäre, ist nun auch irgendwie zu Tode gekommen. (Genauer wird darüber aus Paris vorläufig nicht mitgeteilt.) Pögon hat seine Luftkuffel, die freilich nicht bloß akrobatisch, sondern auch technisch von Bedeutung waren, in Johannisthal wiederholt vorgeführt und hier wie in anderen Großstädten verstanden, aus der Luft Geld zu holen.

— Ein Antikenfund. Nach italienischen Meldungen sollen in Cyrene (Nordafrika) Antiquitäten von archaischer Bedeutung aus Tageslicht gekommen sein, darunter eine große wunderliche Zeusstatue, die ebenso vollendet sei, wie die von Alexander dem Großen, die im vorigen Jahre am gleichen Orte ausgegraben wurde.

— Geldentlastung. Einer Neutralitätsverletzung, die als solche von der „Frankf. Zig.“ allen mit und Kriegführenden Staaten feierlich mitgeteilt wird, macht sich eine holländische Käsefabrik schuldig, die im „Nahrungsmittel-Anzeiger“ wie folgt infiziert: „Geldentlastung, fertig als Feldpostbrief luxuriös verpackt, mit einem echt deutschen Feilheit beleiht, eine großartig sinnvolle Ueberdachung für den streitenden Helden.“ Hoffentlich steht der Geschmack des Geldentlastes im umgekehrten Verhältnis zu dem Geschmack, den die Anzeiger verrät.

Rotes Vlamenblut.

11] Von Pierre Broodcoorens.

Nachdem er sie verlassen, hatte er sich bis Mitternacht in den Kneipen von La Souppie herumgetrieben und hinter-einanderweg ausgiebige Krüge scharfen Bieres geleert. Der schwere Gärstoff der Getränke hatte ihn stumpfsinnig gemacht. Im Vertrauen auf seine Kraft hatte er gewettet, verschiedene Geldentaten zu vollbringen; irgendwoher hatte seinen Sieg angefochten, er war zu schwach gewesen, sich mit seinem Wider-lacher zu packen, unter den Augen der Gendarmen, die am Tische saßen, ihre Karabiner zwischen den Schenkeln. Die Kneipen hatten sich dann allmählich geschlossen, taumelnd hatte er sich auf den Heimweg gemacht. Auf dem kleinen Platz von Opbrakel aber hatte er sich des Bauern erinnert, der ihn gesoppt hatte, und eine tolle Wut hatte ihn ergriffen, und er hatte die geschlossenen Räden des Gewürz- und Kurzwaren-magazins von Mond Wattets mit wütenden Rissen gespielt.

Warum hatte sie sich so, eine Wonne und Wein zugleich, in ihm festgesetzt? Noch nie hatte er diese Leidenschaft der Sehnsucht, eine solche beharrliche Liebeseingonnenheit gefannt. Obgleich Weiber durch sein Leben gegangen waren. Er suchte sich dieser zu entinnen, vermochte es nicht. Die Jüge derer, die ihm die angenehmsten gewesen waren, verwickelten sich wie im Raßen des Tages erlösende Sterne vor den strahlenden Denchten von Gillas Augen.

„D, ich liebe, ich liebe . . .“
Und immer von neuem nannte er ihren Namen:
„Gilla! . . . Gilla!“
Es war für ihn in den beiden Silben ein ganz eigentümlicher und aufwühlender musikalischer Zauber. Er ließ nicht ab, sie immer wieder vor sich hinzusprechen. Sie bebten auf seinen Lippen süß wie ein Kuch.

Die rauhen Schütterungen des Wagens dröhnten in seinem glühenden Schädel. Leise, mit einer Art von Scham, sagte er vor sich hin:
„Ach bin bebert.“
Er brauchte nicht erst die Augen zu schließen, um sie sich vor sich bewegen zu sehen, wie sie die Hüften warf im Saal des „Lustigen Aufenthaltes“. Unwillkürlich hob er die Arme,

um das gaukelnde Gebilde zu umschlingen, das sich vor ihm bewegte, ihn aufreizte mit seinem herausfordernden Lachen, seinem mitleidenden Neugeln, seinem roten von sündiger Liebe schwellenden Mund.

Er vergegenwärtigte sich die goldige Blässe ihres Nackens, die feste Rundung ihres Busens. Dies in seiner Seele auf und ab schwellende Glück fing an, ihm zu einer Mutter zu werden. Wie sie wiedersehen? Wie war der nächste Sonntag noch so fern! Er ahnte, wie trüb diese Tage sich gestalten würden, die er fern von ihr hindringen mußte. Und inmitten der prangenden Schönheit des Tages verzehrte er sich in Schmerz.

Es war die Julisonne, die auf die fette flandrische Erde herabglühte. Der wunderbare Glanz der Welt brauste im balsamischen Hauch des Morgens. Ein leichter Wind rührte die grünen Laubkronen zu beiden Seiten des Weges und machte ihre Schatten in einer wiegenden Bewegung auf dem licht rosigen und blonden Farbenton des Erdbodens schwanfen.

Soube stieß einen sonderbaren Aehllaut hervor. Die Krübe bogen links ab und schickten sich langsam an, einen von Linden bestandenen Hügel hinabzusteigen.

Erfährte Gühner flatterten vor den Kindern auf und suchten in den Decken eine Oeffnung, durch die sie entfliehen konnten. Sie sanden sie, entrannten mit gepreizten Flügeln und einem durchdringenden Geschrei, das sich etwas weiter entfernt in ein beruhigtes Gaderen verlor. Auf den Grasbüschungen schoben sich bunte, zackige Lichtflecke. Ein wirziger Luftzug wehte von den Obstgärten her das dumpfe Geräusch arbeitender Kinnladen, die wohlriechendes Ruduskraut und Schlangenzunge kanten und herausgeriffene Grassbüschel rupften. Ein weißes, gelbrot geschlehtes Kalb fing an zu blöfen, die Augen halb geschlossen und die feuchte Schnauze, die einen lichten Stern hatte, auf den Querbalken einer Barriere gelegt.

„Se, Flohil!“
Er fuhr zusammen und hob den Kopf.
Das Gespann war im Begriff, das eichene Motiv am Kreuzweg zu passieren. Eine Geuerin, die, die Harke über der Schulter von Mont-ant-Falcons herabkam, blieb plötzlich stehen.
Er hatte ein laues Lächeln.
„Nille.“

Die nackten Hüfte der Bäuerin spreizten ihre Behen im dicken, weißen Wegstaub. Sie war groß, mager und schlottig. Ihres fahlroten, dichten Haarwuchses wegen wurde sie „die Rote“ genannt.

„Gut Wetter zur Grummeterntel!“ rief sie.
Sie war ein ihren eigenen Leib liebendes Mädchen. Keiner machte sie. Man sagte ihr nach, sie sei auf eine Weise an ihrem eigenen Leib geschädigt, die die Männer auf immer von ihr fernhalten würde. Stets und mit unmißverständlicher Eindeutigkeit abgewiesen, ließ sie trotzdem nicht ab und gab die Hoffnung nicht auf, eines Tages doch noch den begehrten Mann zu erobern.

Zeit Flohil zurück war, strich sie beständig um ihn herum. Sie überredete sich, daß es ihr nicht schwer sein würde, den Burchen auf den Leim zu bekommen. Vielleicht sträubte er sich weniger gegen den Köder als die jungen Leute. Schließlich hatte er doch auch keine Ursache mehr, sich noch schwierig zu zeigen.

Aber er hatte die Sache gemerkt und ließ sich nicht bestöpseln. Zwei- bis dreimal in der Woche durfte er sicher sein, auf die Dirne mit der Nase zu stoßen. Offenbar suchte sie Gelegenheit zu Vertraulichkeiten. Von ihrer Beharrlichkeit im Grunde ein wenig geschmeichelt, war er auf sie nicht gerade böse.

„Ja, gehe nach Dries, darf ich aufsteigen?“
Er machte ein bejahendes Zeichen.
Sie schwang ihre Harke über den Wogen.

„Gopp!“
Nachdem sie beide Hände flach hinten auf den Boden des Wagens gelegt hatte, schwang sie sich mit einem Say hinauf und sah.

„Huh!“
Duc und Marie mit ihren weißen Entern setzten sich wieder in Bewegung. Flohil lehnte der Bäuerin beharrlich den Rücken zu. Nille, den Elbogen auf der Wagenleiter, dreiviertel gegen ihn herumgewandt, schrie ihm ihr Geschwäh zu. Die Hälfte davon verwehten die rauschenden Goldfittige der spiegelklaren Luft. Sie erkundigte sich endlich nach der Rimes von La Souppie. Da wandte er sich, eine Ueber-raschung in den braunen Augen, herum.
„Woher weicht Du?“
Sie blinzelte schlau.

(Fortf. folgt.)

